

HANSER



Leseprobe

Roberto Bolaño

Die Nöte des wahren Polizisten

Roman

Übersetzt aus dem Spanischen von Christian Hansen

ISBN (Buch): 978-3-446-23973-9

ISBN (E-Book): 978-3-446-24296-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23973-9>

sowie im Buchhandel.

Über Amalfitanos Ruin an der Universität von Barcelona

Der Rektor und der Leiter des literaturwissenschaftlichen Instituts beauftragten Professor Carrera, Amalfitano über seine Situation an der Universität ins Bild zu setzen. Antoni Carrera war achtundvierzig, besaß eine antifrankistische Vergangenheit und eine auf den ersten Blick beneidenswerte gesellschaftliche Stellung. Er war, wie es schien, ein glücklicher und in Maßen zufriedener Zeitgenosse. Mit seinem Gehalt und dem seiner Frau, die an einem Gymnasium Französisch unterrichtete, zahlte er die Hypothek für ein altes Haus ab, das er nach seinen Träumen und dem einen oder anderen Spleen eines befreundeten Architekten renoviert hatte. Das Haus war phantastisch; es hatte sechs Zimmer, dazu einen riesigen, hellen Salon, einen Garten und eine kleine Sauna, die Professor Carreras ganzer häuslicher Stolz war.

Ihr siebzehnjähriger Sohn maß eins neunzig und war ein guter Schüler, zumindest glaubten die Carreras das, die jeden Samstagnachmittag zuschauten, wenn er in einem Verein in Sant Andreu Basketball spielte. Alle drei erfreuten sich bester Gesundheit. Die Beziehung von Antoni Carrera und Anna Carrera hatte schwierige Zeiten durchgemacht, und in einer inzwischen fernen Vergangenheit hätten sie sich fast getrennt, aber das war lange her, und allmählich hatte sich die Ehe stabilisiert; jetzt waren sie gute Freunde, es gab Dinge, die sie miteinander teilten, aber im großen und ganzen lebte jeder sein Leben. Zu den Dingen, die sie miteinander teilten, gehörte die Freundschaft zu Amalfitano. Als dieser neu an die Universität kam, kannte er niemand, und weil Carrera Mitleid mit ihm hatte, und die ungeschriebenen Gesetze professoraler Gastfreundschaft zu achten waren, veranstaltete er ein Abendessen in seinem gemütlichen und

großartigen Haus, ein Essen, zu dem er Amalfitano und drei weitere Kollegen des Fachbereichs einlud. Es wurde ein untypischer Abend. Weder kannten die Professoren Amalfitano, noch waren sie besonders daran interessiert, ihn kennenzulernen (die lateinamerikanische Literatur weckte keine Leidenschaft mehr); die Ehefrauen der Professoren machten den Eindruck, als langweilten sie sich königlich; seine eigene Frau war nicht besonders guter Laune. Und Amalfitano erschien nicht zur vereinbarten Zeit. Er kam vielmehr mit großer Verspätung, und die hungrigen Professoren wurden ungeduldig. Einer schlug vor, ohne ihn anzufangen. Die Mehrheit hätte sich bereitwillig auf seine Seite geschlagen, wäre Anna Carrera nicht gewesen, die keine Lust verspürte, das gleiche Essen zweimal zu servieren. So begnügten sie sich mit einer Vorspeise aus Käse und Serranoschinken und spekulierten über die Unpünktlichkeit der Südamerikaner. Als Amalfitano endlich eintraf, erschien er in Begleitung eines auffallend schönen Mädchens. Die verblüfften Carreras dachten zunächst, es handele sich um seine Frau. Humbert Humbert, dachte Antoni entsetzt, kurz bevor Amalfitano sie ihnen als seine einzige Tochter vorstellte.

Wie von Anna befürchtet, folgte der Verlauf des Abends den üblichen Trampelpfaden. Vater und Tochter Amalfitano erwiesen sich als wenig Gesprächig. Die Professoren sprachen über Lehrveranstaltungen, Bücher, Hochschulpolitik und Hochschulratsch, ohne dass man genau wusste, was gerade an der Reihe war: aus Tratschgeschichten wurden Lehrveranstaltungen, aus Hochschulpolitik Bücher, aus Lehrveranstaltungen Hochschulpolitik, bis alle Kombinationen ausgeschöpft waren. Letztlich sprachen sie nur über eines: über ihre Arbeit. Und wenn sie einmal Amalfitano ermunterten, ähnliche Anekdoten von seiner vorigen Universität zu erzählen (einer sehr kleinen, wo ich mich nur der Vorbereitung eines Rodolfo-Wilcock-Seminars widmete, sagte er, halb wohlherzogen, halb verschämt), war das Ergebnis enttäuschend. Niemand hatte Rodolfo Wilcock gelesen, niemand interessierte das. Seine Tochter sprach noch weniger, die Professoren gattinnen bekamen einsilbige Antworten, obwohl sie sich alle Mühe gaben herauszufinden, ob ihr Barcelona gefiele, ja, ob sie schon etwas Katalanisch verstünde, nein, ob sie in vielen Ländern gelebt hätte,

ja, ob es ihr schwerfiele, den Haushalt ihres verwitweten und wie alle Literaturwissenschaftler zerstreuten Vaters in Schuss zu halten, nein. Als jedoch der Kaffee gereicht wurde (*nach* dem Essen, dachte Carrera, als wären Vater und Tochter es gewohnt, schweigend zu essen), begannen sich die Amalfitanos an der Unterhaltung zu beteiligen. Jemand brachte gnädigerweise ein Thema auf den Tisch, das mit lateinamerikanischer Literatur zu tun hatte, und ebnete den ersten langen Exkursen von Amalfitano den Weg. Sie sprachen über Lyrik. Zur Verblüffung und zum Missfallen aller (sicher eine fingierte Verblüffung und ein fingiertes Missfallen) hatte Amalfitano eine höhere Meinung von Nicanor Parra als von Octavio Paz. Für die Carreras, die weder Parra gelesen hatten noch sich viel aus Octavio Paz machten, entwickelten sich die Dinge von da an prächtig. Als man zum Whisky übergang, war Amalfitano rückhaltlos sympathisch, geistreich, brillant, und Rosa Amalfitano wurde in dem Maße, wie die Fröhlichkeit ihres Vaters aufblühte und verführte, auch ihrerseits gesprächiger, wenngleich sie immer eine Art Vorsicht oder Wachsamkeit bewahrte, die ihr kontrastierend einen besonderen Zauber verlieh, einen Zauber, der Anna geradezu einmalig erschien. Ein intelligentes, hübsches und verantwortungsvolles Mädchen, dachte sie und wurde sich bewusst, dass sie unmerklich angefangen hatte, sie zu mögen.

Eine Woche später luden die Carreras die Amalfitanos erneut zum Essen ein, aber anstelle der Professoren nebst Gattinnen nahm als fünfter Tischgenosse Jordi Carrera teil, der Stolz seiner Mutter, ein schlanker junger Mann, in mancher Hinsicht ähnlich schüchtern wie Rosa.

Wie von Anna erhofft, schlossen sie auf der Stelle Freundschaft. Und die Freundschaft der Kinder entwickelte sich parallel zu der der Eltern, zumindest solange die Amalfitanos in Barcelona lebten. Rosa und Jordi trafen sich bald mindestens zweimal pro Woche. Und Amalfitano und die Carreras sahen sich einmal wöchentlich oder telefonierten alle vierzehn Tage, aßen zusammen, gingen ins Kino, besuchten Ausstellungen und Konzerte, verbrachten viele Stunden zu dritt im Wohnzimmer der Carreras, winters am Kamin oder sommers im Garten, plauderten, erzählten sich Geschichten aus der Zeit,

als sie zwanzig oder dreißig und vollkommen furchtlos waren. Über die Vergangenheit, ihre jeweiligen Vergangenheiten, gingen die Meinungen der drei auseinander. Anna erfüllte die Erinnerung an jene Zeit mit Traurigkeit, einer süßen, in gewisser Hinsicht behaglichen Traurigkeit, aber eben doch mit Traurigkeit. Antoni Carrera blickte mit Gleichgültigkeit auf seine heroischen Zeiten zurück; er verachtete Nostalgie und Melancholie als nutzlose, unfruchtbare Gefühle. Amalfitano dagegen machte das Erinnern schwindlig, euphorisch und niedergeschlagen, er war imstande, vor seinen Freunden zu weinen oder schallend zu lachen.

Die gemeinsamen Abende endeten gewöhnlich in den frühen Morgenstunden, wenn Carrera Amalfitano in seinem Wagen nach Hause fuhr, ans andere Ende von Barcelona, und sich während der Fahrt fragte, warum es ihm so leichtfiel, mit ihm zu Vertraulichkeiten zu gelangen, zu jenem Vertrauen, das zu schenken ihm sonst so schwerfiel. Amalfitano wiederum gewöhnte sich daran, die Fahrt im Halbschlaf zurückzulegen, unter halb geschlossenen Lidern die leeren Straßen zu betrachten, die gelben Schilder, die erleuchteten, dunklen Gebäude, mit sich im reinen in Carreras Auto, darauf vertrauend, wohlbehalten bei seiner Wohnung anzukommen, die er geräuschlos betreten würde, in der er sein Jackett an den Haken hängen, ein Glas Wasser trinken und vorm Zubettgehen aus purer Gewohnheit noch einen Blick in Rosas Zimmer werfen würde.

Und jetzt übertrugen der Rektor und der Leiter des literaturwissenschaftlichen Instituts, immer kluge, immer diskrete Menschen, ihm, Carrera, weil Sie doch mit ihm Kontakt haben, man könnte Sie als seinen Freund bezeichnen, auf Sie wird er hören (lag darin eine versteckte Drohung oder Spitze, die nur der Rektor oder der Dekan des Fachbereichs verstanden?), diese heikle Mission, die mit Takt, Anstand, Überzeugungskraft und Bestimmtheit zugleich zum Abschluss gebracht werden musste. Mit unerschütterlicher Bestimmtheit. Wer wäre da besser geeignet als Sie, Antoni? Wer für die Lösung des Problems besser geeignet als Sie?

So war Amalfitano nicht erstaunt, als Carrera ihm sagte, er müsse die Universität verlassen. Jordi war auf Geheiß der Eltern in Rosas

Zimmer verschwunden, und vom anderen Ende des Flurs drangen die gedämpften Klänge der Musikanlage herüber. Amalfitano blieb eine Zeitlang stumm, betrachtete den Teppich und die Schuhe der Carreras, die einer neben dem anderen auf dem Sofa saßen. Also möchten sie mich loswerden, sagte er schließlich.

»Sie möchten, dass du freiwillig gehst, und das so diskret wie möglich«, sagte Antoni Carrera.

»Wenn nicht, bringen sie dich vor Gericht«, sagte Anna Carrera.

»Ich habe mit einigen Leuten aus der Abteilung gesprochen; es ist das Beste, was du tun kannst«, sagte Antoni Carrera, »andernfalls setzt du alles aufs Spiel.«

»Was ist alles?«, wollte Amalfitano wissen.

Die Carreras sahen ihn betrübt an. Anna stand auf, ging in die Küche und kam mit drei Gläsern zurück. Als ihr Mann ihr am gestrigen Abend eröffnet hatte, dass, und warum, Amalfitanos Tage an der Universität gezählt seien, hatte sie zu weinen begonnen. Wo hast du den Cognac?, sagte sie. Nach einigen Sekunden, in denen Amalfitano sich fragte, was zum Teufel die Frau wollte, erwiderte er, er trinke keinen Cognac mehr. Ich habe damit aufgehört, sagte er mit geschlossenen Augen, die Lungen vollgepumpt mit Luft, als wollte er einen Abhang erklimmen. Keinen Abhang, dachte Amalfitano, während er sich vorstellte, dass die gesamte Fakultät über seine Fehltritte im Bilde war, ein Gebirge. Das Gebirge meiner Schuld. In der Vorratskammer fand sich eine Flasche Apfellikör.

»Jetzt beklage dich nicht«, sagte Antoni Carrera, als läse er seine Gedanken, »letztlich hast du dir das selbst zuzuschreiben. Du hättest dir deine Freunde besser aussuchen sollen.«

»Ich habe sie nicht ausgesucht«, lächelte Amalfitano, »sie haben mich ausgesucht, sie oder das Leben.«

»Nun werde nicht kitschig«, sagte Anna Carrera, im Grunde verärgert darüber, dass ein noch gut aussehender Mann, und sie fand ihn wirklich gutaussehend, mit seiner unbändigen weißen Mähne, dem schlanken, drahtigen Körper und der Statur eines Leinwandgalans, lieber mit wahrscheinlich pickelgesichtigen Jungs als mit Frauen ins Bett ging. »Du hast es verbockt und musst die Folgen tragen, du soll-

test jetzt daran denken, was für dich das Beste ist, und vor allem, was das Beste für deine Tochter ist. Wenn du den Aufstand probst, werden die vom literaturwissenschaftlichen Institut eine Schlammschlacht gegen dich lostreten«, sagte sie, während sie die drei Gläser bis zum Rand mit Apfellikör Viuda Canseco füllte.

Was für eine klare und unmissverständliche Art, sich auszudrücken, dachte bewundernd und betrübt Antoni Carrera.

Anna reichte ihnen die Gläser:

»Hier, das können wir jetzt gut brauchen. Am besten, wir schicken die Kinder ins Kino und betrinken uns.«

»Keine schlechte Idee«, sagte Amalfitano.

»Die Universität ist ein Sauhaufen«, sagte Antoni Carrera ohne echte Überzeugung.

»Aber was bedeutet das?«, fragte Amalfitano noch einmal.

»Das bedeutet, dass an deiner Karriere im günstigsten Fall ein schwer zu tilgender Makel haftenbleiben wird. Im schlimmsten Fall landest du wegen Verführung Minderjähriger im Gefängnis.«

Wer war denn minderjährig, gütiger Himmel?, dachte Amalfitano und erinnerte sich an das Gesicht des Dichters Pere Girau und an das eines anderen, der hin und wieder in Padillas Studio aufkreuzte, eines Volkswirtschaftsstudenten, mit dem er nie geschlafen hatte, den er aber in Padillas Armen gesehen hatte, eine erregende Erinnerung, der Junge gab sich Padilla mit einer Kraft hin, die er nie haben würde, unter Schluchzen und Stöhnen und schreiendem Flehen, er solle ihn nicht rausziehen, solle nicht aufhören, sich zu bewegen, als wäre der arme Kerl eine Frau, überlegte Amalfitano, und hätte multiple Orgasmen. Wie es mich ekelt, dachte er, obwohl es ihn in Wahrheit kein bisschen ekelte. Er erinnerte sich auch an andere Jungs, die er nie zuvor gesehen hatte, die aber behaupteten, seine Studenten zu sein, Padillas Partybande, Padillas Parasiten, die er bei den Prüfungen begünstigte (aber nicht sehr) und mit denen er sich dann auf Partys und frühmorgendlichen Wallfahrten traf, im James Dean, im Roxy, im Simplicissimus, im Gardel, im Encuentros Fortuitos, im Doña Rosita und im Atalante.

»Wie konntest du so unvorsichtig sein?«, sagte Antoni Carrera.

»Ich habe immer Kondome benutzt«, sagte Amalfitano in Gedanken an Padillas Körper.

Die Carreras sahen ihn konsterniert an. Anna biss sich auf die Unterlippe. Amalfitano schloss die Augen. Er dachte nach. Dachte an Padilla und seine Kondome. Und plötzlich wurde ihm bewusst, dass diese Handlung in ein schreckliches Licht getaucht war. Padilla benutzte immer Kondome mit ihm. Und ich habe nicht darauf geachtet! Welches Entsetzen, welche Zartheit verbargen sich in dieser Geste?, dachte Amalfitano mit einem Knoten im Hals. Einen Moment lang fürchtete er, ohnmächtig zu werden. Die Musik, die aus Rosas Zimmer drang, hielt ihn davon ab.

»Im Grunde hat sich der Rektor korrekt verhalten«, sagte Antoni Carrera.

»Versetz dich an seine Stelle«, sagte Anna Carrera und dachte an die Kondome.

»Tue ich«, erwiderte Amalfitano niedergeschlagen.

»Also, wirst du tun, was wir dir raten? Wirst du vernünftig sein?«

»Werde ich. Wie lautet der Plan?«

Der Plan lautete, dass er sich, irgendeine Krankheit vorschützend, offiziell beurlauben lassen sollte. Burnout, zum Beispiel, sagte Antoni Carrera, egal was. Zwei Monate lang würde er sein volles Gehalt beziehen, danach müsste er kündigen. Selbstverständlich würde die Universität alle erforderlichen Empfehlungsschreiben ausstellen und einen Mantel des Schweigens über die ganze Angelegenheit breiten. Und selbstverständlich dürfte er sich unter keinen Umständen in der Fakultät blicken lassen. Nicht einmal, um meine Sachen abzuholen?, fragte Amalfitano. Deine Sachen befinden sich im Kofferraum unseres Wagens, sagten die Carreras und leerten ihre Gläser, beides im Duett.

Zwischen der medizinischen Fakultät und der Ebene, durch die sich die Straße nach Osten zog, einer offenen und kahlen, von gelben Hügeln kaum unterbrochenen Weite unter einem hohen und beweglichen Himmel, lag der berühmte Botanische Garten von Santa Teresa, eine Einrichtung der Universität.

»Kommen Sie und sperren Sie die Augen auf«, sagte Professor Horacio Guerra.

Unter der Obhut von vier gelangweilten Gärtnern gedieh dort ein kleines Wäldchen mit je drei Exemplaren von jeder Art. Die schmalen, von Feldsteinen gesäumten Wege wanden sich schlangengleich durchs Innere des Gartens; in der Mitte erhob sich ein schmiedeeiserner Pavillon, und hie und da fand der Besucher an willkürlich gewählten Stellen Bänke aus Kalkstein, auf denen er pausieren konnte. Kleine, in den Boden gespießte Schildchen informierten über die Namen von Baum oder Pflanze.

Guerra bewegte sich dort wie ein Fisch im Wasser, schritt rasch aus, musste nicht auf die Schildchen schauen, um Amalfitano anzugeben, welche Pflanzenart er vor sich hatte und aus welcher Region Mexikos sie stammte, sein Orientierungssinn war ausgezeichnet, in dem Gewirr dunkler Pfade, die Amalfitano an das Labyrinth eines englischen Gartens erinnerten, nur irgendwie barock und übergeschnappt, fand Guerra sich mit geschlossenen Augen zurecht. So ist es, sagte er, als Amalfitano ihn nicht ohne Bewunderung darauf hinwies, wenn Sie wollen, können Sie mir die Augen mit einem Tuch verbinden, und seien Sie unbesorgt, ich bringe Sie sicheren Fußes hier wieder raus.

»Nicht nötig, ich glaube es Ihnen«, sagte Amalfitano erschrocken, als er sah, dass Guerra vom Wort zur Tat schritt und ein leuchtend grünes Taschentuch mit dem Emblem der Universität von Charleston aus der Tasche seines Sakkos zog.

»Binden Sie es mir um«, brüllte Guerra mit einem Lächeln, das bedeuten sollte, so bin ich halt, keine Angst, ich bin nicht verrückt.

Im nächsten Moment trocknete er sich mit dem Tuch die Stirn.

»Schauen Sie sich die Pflanzen und Bäume an«, seufzte er, »und Sie werden anfangen, Mexiko zu verstehen.«

»Wirklich bemerkenswert«, sagte Amalfitano, während er überlegte, was für ein Mensch dieser Guerra war.

»Hier sehen Sie viele Agave- und Mezquite-Arten, unser vaterländisches Gewächs«, sagte Guerra mit ausgestreckten Händen.

Amalfitano lauschte dem Gesang eines Vogels: es war ein scharfer Klang, als würde jemand erwürgt.

»Verschiedene Kakteenarten wie der Felsenkaktus (*Cereus pithaya monstrosus*), die Orgelkakteen, eine andere *Cereus*-Art, und die leckeren, saftigen Feigenkakteen.«

Guerra holte tief Luft.

Das ist ein *Cereus pringlei* aus Sonora, reichlich dämmrig, wenn Sie genau hinschauen.«

»Ja, tatsächlich«, sagte Amalfitano.

»Dort links, das sind Yuccas, welche Schönheit, welche Demut, nicht wahr? Und hier unser Herr und Meister, *Agave atrovirens*, woraus wir Pulque gewinnen, ein Gebräu, das Sie probieren sollten, allerdings in Maßen, Sie könnten süchtig werden, Professor, haha, das Leben ist so hart, sehen Sie, wenn wir Mexikaner Pulque exportieren könnten, würden wir es den Whisky-, Cognac- oder Weinproduzenten schon zeigen. Aber unglücklicherweise gärt Pulque zu schnell und lässt sich nicht auf Flaschen ziehen, nichts zu machen.«

»Ich werde es probieren«, versicherte Amalfitano.

»Unbedingt, unbedingt«, sagte Guerra, »Sie müssen mal mit mir in eine Pulquería gehen, besser, wenn ich Sie begleite, kommen Sie nicht auf die Idee, allein zu gehen, denken Sie dran, und lassen Sie sich nicht in Versuchung führen.«

Ein Gärtner mit einem Sack voll Erde kam vorbei und grüßte. Professor Guerra ging jetzt rückwärts. Dort, sagte er, weitere Agave-Arten, die *Agave lechuguilla*, aus der man Sisal macht, die *Agave fourcroydes*, aus der Henequen erzeugt wird. Der Weg wand sich hierhin

und dorthin. Ab und zu tauchten durchs Geäst ein Stück Himmel und kleine, flinke Wolken auf. Zuweilen suchte Guerra im Schatten etwas: dunkle Augen, die der Professor mit seinen braunen Augen musterte, ohne sich die Mühe zu machen, Amalfitano irgendeine Erklärung zu geben. Ach, sagte er, ach, verstummte dann und betrachtete den botanischen Garten mit einer Miene, die zwischen Verdrießlichkeit und der Gewissheit schwankte, etwas gefunden zu haben.

Amalfitano erkannte eine Avocado und dachte an die Butterbirnen seiner Kindheit. Wie weit weg bin ich, dachte er zufrieden. Auch: Wie nah bin ich. Der Himmel über ihren Köpfen und über den Baumkronen wirkte ausgestanzt wie ein Puzzle. Manchmal, je nachdem, wie man ihn betrachtete, wurde er zum Spiegel.

»Da, ein Avocadobaum«, sagte Guerra, »und ein brasilianischer Palisander und ein amerikanischer Mahagoni und zwei, nein, drei Westindische Zedren und ein *Lignum vitae*, und dort der Quebracho, der Sapote und die Guave. Dort am Weg die Yagua-Palme (*Cocos butyracea*) und dort auf der Wiese Amarant, Yabohnen, Baumbegonien und dornige Mimosen (*Mimosa cornigera, plena* und *asperata*).«

In den Zweigen bewegte sich etwas.

»Mögen Sie Botanik, Professor Amalfitano?«

Von dort, wo er stand, konnte Amalfitano Guerra kaum erkennen. Die Schatten und der Ast eines Baums verdeckten sein Gesicht vollständig.

»Ich weiß nicht, Professor Guerra, ich bin Laie auf dem Gebiet.«

»Aber sicher haben Sie einen Sinn für die Gestalten und Erscheinungsformen der Pflanzen, für ihre Anmut, ihre Souveränität, ihre Schönheit?« Die Stimme des Mexikaners vermischte sich mit dem Gesang des erwürgten Vogels.

»Ja, natürlich.«

»Das ist gut, das ist immerhin *etwas*«, hörte er Guerra sagen, der gerade den erlaubten Weg verließ und ins Innere des Botanischen Gartens vordrang.

Nach kurzem Zögern folgte Amalfitano ihm. Guerra hatte vor einem Baumstamm haltgemacht und pinkelte. In seiner Überraschung war es diesmal Amalfitano, der sich im Schatten hielt, unter den Ästen

einer Eiche. Diese Eiche, sagte Guerra, ohne sein Pinkeln zu unterbrechen, sollte hier nicht stehen. Amalfitano schaute nach oben: Er meinte Geräusche zu hören, Pfoten, die über Äste huschten. Folgen Sie mir, befahl Guerra.

Sie traten auf einen neuen Weg hinaus. Die Nacht brach herein, und die Wolken, die sich vorhin nach Osten zu auflösten, ballten und blähten sich wieder. Das ist eine Oyamel-Fichte, sagte Guerra, vor Amalfitano hergehend, und das dort Tannen. Da steht ein gemeiner Wacholder. Als sie um eine Biegung kamen, sah Amalfitano drei Gärtner, die sich ihrer Arbeitskleidung und Gerätschaften entledigten. Sie gehen nach Hause, dachte er, während er Guerra ins immer dunklere Innere des Gartens folgte. Die Gastfreundschaft dieses Mannes überfordert mich, dachte Amalfitano. Guerras monotone Stimme zählte weiter die Perlen des Botanischen Gartens auf:

»Die Fichte. Die Tanne. Guayule- und Candelilla-Sträucher. Der Epizote oder Drüsengänsefuß (*Chenopodium ambrosioides*). Der Zacatón (*Epicampus macrourea*). Der Otate (*Guadua amplexifolia*). Und hier«, sagte Guerra und machte endlich halt, »unser Nationalbaum, zumindest nach meinem Dafürhalten, der Ahuehuete, die Sumpfpypresse, lieb und treu (*Taxodium mucronatum*).

Amalfitano betrachtete Guerra und den Baum und dachte erschöpft, aber auch gerührt, dass er wieder in Amerika war. Seine Augen füllten sich mit Tränen, die er sich später nicht würde erklären können. Drei Meter von ihm entfernt und mit dem Rücken zu ihm zitterte Professor Guerra.